



Schwarzwälder Sonntagsblatt

Sonntagsausgabe der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen“

Nummer 34/197

Anzeigenpreis: Die einspalt. Millimeterzeile 5 3, Restamezeile 15 3.

Mittwoch, Sonntag, den 26. August 1934

Bezugspreis im Monat 50 Pfennig
Die Einzelnummer . . . 15 Pfennig

1934

Sonntagsgedanken

Was ist der Mensch?

Es gibt viele Fragen, die uns bewegen. So lange es sich freilich in ihnen nicht um uns selbst handelt, lassen sie uns zutiefst gleichgültig. In innerster Beteiligung werden wir erst dort gerufen, wo die Frage ausbricht: Was ist der Mensch, was bin ich selber? Man kann von dieser Frage so reden, was das eigentlich Brennende an ihr verhillt wird. So redet etwa die Naturwissenschaft vom Menschen, wenn sie sagt, er sei ein Stück Natur. Aber das Letzte, was über ihn gesagt werden kann, ist damit noch nicht angerührt. Man kann auch geschichtlich vom Menschen reden, ihn erklären von seinen Vorfahren her, aus den tausend Ereignissen, die ihn formen, bis er schließlich ist, was er ist. Aber auch diese Antwort genügt nicht, so wenig wie die der Psychologie, die den Menschen von seinem Seelenleben aus zu verstehen sucht. Denn je tiefer man in das Geheimnis der Seele eindringt, desto klarer erkennt man: Auch die Seele ist nur ein Gehäuse dessen, was wir eigentlich sind. Aber was sind wir nun eigentlich?

„Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde“, so zeichnet die Bibel das Wesen des Menschen. Geschaffen wie alle Dinge ist er; nun aber heißt es bei ihm: geschaffen zum Bilde Gottes. Wie alle Kreatur ist er Gottes Werk und Eigentum, aber vor aller Kreatur weiß er darum Mitten in die Welt hinein hat Gott also Wesen geschaffen, die nicht bloß von ihm abhängen, sondern die ihn erkennen, ihn lieben und loben. Das ist der Mensch. Dieses Erkennen, Lieben und Loben Gottes fällt ihm zu als seine köstlichste Pflicht, das ist sein tiefstes Wesen. Von da aus kommt auch eine wunderbare Würde in unser Leben, etwas von der Freiheit und Lebendigkeit Gottes selbst, so wie ein Diener etwas von dem Glanz seines Königs widerspiegeln darf in seinem kleinen Dasein.

Weg und Ziel

Willst du vor Gott, mein lieber Christ,
Seliglich leben zu dieser Frist,
So lüchte Gott, den Herren dein,
Vieh stets die Weg' und Gebote sein.
Deiner Hände Werk du nähst dich,
So lebst du recht und seliglich.

Luther.

Mit dem Hunger der Unendlichkeit wird der Mensch geboren; er spürt ihn früh. Aber wenn er in die Jahre des Verstandes kommt, erlöst er ihn meistens leicht und schnell. So gibt angenehme und nahrhafte Sachen auf der Welt.

Wih. Raabe.

Es ist ein so großes Heimbegehren in uns Menschen allen.

Anna Schieder.

Willst Du Dein Herz mir schenken?

Roman von Georg Hartwig

5. Fortsetzung

Die Geschwister Kniebel hatten die Kätin inzwischen nicht im unklaren darüber gelassen, daß sie ihr Verhalten Hartleben gegenüber durchaus unpassend fanden und einer Verbindung ihrer Harda mit diesem hergelaufenen Offizier nicht ohne weiteres zustimmen gewillt waren. Mit Selbstüberwindung sah sie daher Hardas verjüngtes Schweigen, ihren jetztreuten Blick, ihr Verlangen nach Alleinsein, ohne ein Wort der Frage oder der Teilnahme. Aber unbeschreiblich war ihr Schreck, als sie einige Tage später, von einem Nachmittagsausgange heimkehrend, eine Karte auf ihrem Tische vorfand, auf der Hartleben ihr schrieb: „Gnädige Frau gestatten, daß ich von der mir gütigst erteilten Erlaubnis Gebrauch mache mit der ergebenen Anfrage, ob mein Erscheinen heute Abend statthaft ist. Keine Antwort erlaube ich mir in besahendem Sinne zu deuten.“

Die Kätin stand einen Moment wie gebannt. Ihr Blick lag vom Blatt zur Uhr. Schon fünf vorbei. Wie jetzt noch oblagen? Und geschah es nicht, dann kam er. Mit den

Lächeln davonzulassen und ihn an der leeren Wohnung klingeln zu lassen, kam ihrem weiblichen Zartgefühl gar nicht in den Sinn.

Sie rang noch mit ihren Gedanken, als sie in Hardas Zimmer trat. „Mein gutes Kind — lies!“

Harde überflog die Zeilen, und eine flammende Röte glitt über ihr Gesicht. „So schnell!“ sagte sie, das Blatt zurückgebend.

Die Kätin nickte. „So schnell! Jetzt —“ Das Herz schlug ihr höher bei diesem rettenden Einfall, der sie vor neuen Vorwürfen sicherstellte. „Die Tanten haben gewiß Interesse, Hartleben auch kennenzulernen. Soll ich's ihnen noch schnell sagen? Was meinst du?“

„Ganz wie du willst, Mama.“ Harde jagte es ruhig, aber die Erregung leuchtete von ihrer Stirn. Er kam also. Wieder ein Schritt näher.

„Kun“, sagte die Kätin erleichtert, „dann soll das Mädchen noch schnell hinunterfahren, während ich mich mit Lisa um den Teetisch kümmerge.“

Beflügelt, wenn auch im Hinblick auf die Kniebelschen Damen nicht sorgenfrei, eilte die Kätin ins Esszimmer, wo Lisa unter der Hängelampe die Tugenden des Stuarts einer laut gemurmelten Kritik unterwarf.

„Lisa, wir bekommen Besuch!“

Die Stuarts flogen in die Ecke und Lisa vom Stuhl auf. „Wen?“

„Hauptmann Hartleben und — die Tanten.“

„Rutterchen“, sagte Lisa hin und her fliegend, daß die blonden Pöppe im Vorüberhüpfen auf und ab tanzten, „ich bin so entsetzlich neugierig. Glaubst du, daß der Herr Hauptmann Harde wegen kommt? Das wäre ja bezaubernd. Glaubst du, daß Harde ihn gern mag? Ist er schön?“

Die Kätin lächelte trotz ihrer Erregung über die Begeisterung der Jugend. „Schön, Rindchen, ist wohl zu viel gesagt. Aber er sieht gut aus.“

„Das genügt!“ rief Lisa sie umarmend. „Ach, Rutterchen — sag mir bloß, wie Harde wohl zumute ist?“

Wie eine Eidechse, flink und gewandt, huschte Lisa hinter die Mutter, als der erste Klingelton erschalle, während Harde, ihr Herzklopfen mühsam bezwingend, sein Merkmal innerer Unruhe sichtbar werden ließ.

Hartleben trat ein.

Er hatte die letzten Tage in beständiger Unrast verlebt und in selbstanklagendem Vorwurf, nicht kurz und bündig auf das erhoffte Ziel losgegangen zu sein, da sein Lieben und Werben ja doch kein Geheimnis mehr geblieben war und das Sehnen und Verlangen seines Herzens von seiten der Kätin stillschweigende Aufmunterung erfahren hatte. Also kam er zu dem Entschluß, der Familie mit diesem intimen Besuch schnellstens näherzutreten.

„Sie verzeihen meine Anfrage, gnädige Frau?“ jagte er, der Kätin die Hand küßend, ein Augenblick, der Lisa als einer der erhabensten erschien.

Ihr liebes Lächeln antwortete besser als Worte. Er hatte Harde schweigend begrüßt, und schweigend hatte sie seinen Blick erwidert, als die Kätin beiseite trat und Lisa sichtbar werden ließ.

„Meine jüngste Tochter Lisa, Herr Hauptmann.“

Die verehrungsvollen Augen der angehenden Pädagogin in dem über und über erröteten Gesichtchen leuchteten auf, als er ihr die Hand reichte. Wirklich, sie fand ihn über die Maßen herrlich.

„Hoffentlich hatten gnädige Frau heute Abend iont nichts vor?“ fragte er verbindlich.

„Gar nichts. Wir sind sehr häuslich.“

„Ich wollte, ich könnte es auch sein“, sagte er, immer wieder das bleiche Antlitz mit seinen Bliden suchend, das ihm so viel Lebens- und Liebesglück spenden sollte in hoffendem und gewährendem Lächeln. „Aber bei uns heißt es die Gefelligkeit mit auf den Dienst nehmen.“

„Das ist doch weniger schlimm als angenehm“, sagte Harde, und eine Reihe erleuchteter Salons und Säle mit rauschenden Schleppen und funkelnem Gestein tat sich vor ihren Geistesaugen auf.

„Wenn man allein ist — doch“, erwiderte er mit sprechender Wärme des Tones. „Wenn man das Glück hat, nicht mehr allein zu sein, vielleicht nicht.“

„Warum vielleicht?“ fragte sie kopfschüttelnd.

„Ich könnte mir ein stilles Besammensein schöner denken.“

Sie fühlte, was sich für sie in diesen Worten barg, und drückte die Hände fester ineinander.

Es klingelte draußen.

„Meine Schwägerinnen kommen“, jagte die Kätin, der bei dieser Gesprächswendung dange ward.

Durch die geöffnete Tür kam jetzt ein Rauschen daher. Die Damen Kniebel erschienen.

Ihr Groll über die „Unersittlichkeit“ Hartlebens hatte durch die Neugier zu wenig Einbuße erlitten, um die Kampfesstimmung zu erlösen, mit der sie seiner Annäherung entgegenritten. Nicht eine Spur Boden sollte er mehr gewinnen, nicht einen grünen Hoffungsstroph mit nach Hause nehmen.

Frau Müllbrich hatte sich hastig erhoben, um die Kommanden zu begrüßen. „Liebe Villa, liebe Roja“, sagte sie, ihnen die Hände drückend, „Herr Hauptmann Hartleben! — Mein Schwägerinnen, Fräulein Kniebel!“

Fräulein Villa neigte kaum merklich das Haupt, während sie auf Harde zutrat, um sie gewissermaßen schühend in die Arme zu schließen. „Du unser Einziges! Unser Perlegoldkind!“

Fräulein Roja, deren empfindsame Veranlagung sie der äußeren Erscheinung Hartlebens wenigstens gerecht werden ließ, erwiderte seine Verbeugung sanftmütig.

„Wollt ihr nicht Platz nehmen?“ fragte die Kätin.

„Bitte — das Sofa ist für euch!“

„Ich bin ganz erstaunt“, sagte Fräulein Villa, ihre scharfen Augen auf Hartleben richtend, „daß die Herren vom Militär in dem Berliner Gesellschaftsrudel noch Zeit für Familienabende finden. Ich glaube immer, daß dieser stille Reiz ihnen gänzlich verlorengehe.“

„Richt immer, wie ich mit meiner Person beweisen kann“, erwiderte er, unangenehm berührt, aber unvermindert zuvorkommend.

„Ja, das sehen wir. — Mein Hardechen, wir haben fünf Tage nichts von dir gehabt! Bist du denn schon ganz vorbereitet für den Ball, mein Herzblatt?“ fragte sie zärtlich. „Ein solches Fest eröffnet der Jugend ja immer einen weiten Ausblick in die Zukunft, so daß sie nicht am Engen und Alltäglichen haftet. — Ich an deiner Stelle, meine gute Tilde, würde unsere liebe Harde, die ja wie geschaffen ist für die große Welt, gerade jetzt recht oft auf solche Feste führen und mein Möglichstes tun, daß sie sich dabei, wie es ihrer Jugend und ihrer Erscheinung zukommt, frank und frei vergnügt. Ich meine, ohne hindernde Rücksichten, für die sie ja kein Verständnis zu haben braucht in ihrem Alter.“

Die Kätin sah während dieser Ansprache wie auf Kohlen, während Fräulein Roja beifällig mit den Stirnlöchchen nickte.

„Wir gehen demnächst zu Grottsfuß“, sagte Frau Müllbrich, mit einem Versuch zu scherzen. „Ich werde sogar selbst wieder Ballschuhe anziehen, da ich es nun einmal versprochen.“

Hartlebens Stirn hatte sich bei dieser durchsichtigen Raterteilung unwohl. Er sah auf Harde. Sie sah zurückgelehnt, den Kopf gegen die Polster gedrückt, und sah durch das rot umflimmernde Licht träumend in die Ferne.

„Beim Kommerzienrat v. Grottsfuß?“ fragte er rasch.

„Ja“, sagte die Kätin. „Werden wir Sie dort auch sehen?“

„Ich denke wohl.“

„Darf ich um den ersten Walzer bitten, gnädiges Fräulein?“ fragte er zum unaussprechlichen Verdruss der Tanten.

Sie nickte. Der Gedanke kam wie ein Rausch über sie, von diesen Armen umschlungen und umderrt als Herz getrübt zu werden.

„Ich hatte nicht gerade den Ball beim Kommerzienrat Grottsfuß im Auge“, sagte Fräulein Villa mißfällig. „Emporkömmlinge sind nie mein Geschmack gewesen. Du erinnerst dich, Roja, von unserem Vater gehört zu haben, daß noch der Großvater Grottsfuß ein kleines Raglegeschäft irgendwo betrieb. Irgendein Patent hat sie so heraufgebracht und nebenbei die Suche nach reichen Frauen, die ja heute in mehr oder minder unverblümter Weise überall betrieben wird.“

Seine Unkenntnis der Abstammung Hardas bewirkte, daß dieser Hieb unbeachtet an Hartleben vorbeischaufte. „Im ersten Falle wäre doch ehrliche Arbeit der Hebel zum Reichtum gewesen“, sagte er mit ruhiger Bestimmtheit, „meines Erachtens ein allergünstigstes Zeugnis. Was die Mitgiftfrage anbelangt, so weiß ich nicht, weshalb der Mann, im Falle er die Betreffende nicht liebt, tadelnswerter wäre als das Mädchen, das sich ohne Reizung zur Ehe entschließt.“

Fräulein Villa, die Unfehlbarkeit der Familie, richtete sich höher auf. „Wenn die Betreffende nicht geliebt wird, so wird es ihr wenigstens eingeredet. Unser Geschlecht hat die Schwäche, an Treue und Ehrlichkeit zu glauben.“

„Unser Geschlecht hat die Stärke, Treue und Ehrlichkeit zu fordern“, erwiderte er lächelnd.

„Reizend liebenswürdig von Ihrem Geschlecht“, sagte Fräulein Villa mit scharfem Scherz. „Fordern kann ein jeder, was er will. Es fragt sich nur, ob man es ihm gibt.“

„Der Tee ist fertig“, rief die Köchin aufatmend ein. „Wenn ich bitten dürfte.“

Hartleben sprang auf und reichte ihr den Arm, während die Tanten Harđa in die Mitte nahmen und Lisa wie ein Schwänzlein sich hinterdrein bewegte.

Nach Tisch ward Fräulein Rosa infolge jealöser Erregung, von heftigen Schmerzen befallen und erbeißte den Beistand der Schwester und Schwägerin, während Lisa mit Herbeischaffen von Wasser, Tüchern, Essig und sonstigen Mitteln atemlos hin und her gejagt ward.

So kam es, daß Hartleben und Harđa sich plötzlich allein gegenüberstanden. Es quoll ihm überheiß vom Herzen auf die Lippen. Aber nebenan bei halböffneter Tür räumte das Mädchen den Tisch ab, und hin und wieder huschte Lisa an dieser Tür vorüber.

„Die Kennerin ihrer Fräulein Tante vorhin“, sagte er halblaut, „hat darauf hingewiesen, daß über Ihre Zukunft mit Wünschen gewacht wird, die höher gehen als —“

„Keine Tanten treiben eine Art Sport mit mir“, unterbrach sie ihn lächelnd und mit dem seligen Vorgefühl, bald an seiner Brust zu ruhen.

„Ich könnte ja wohl begreifen, daß sie ihr Eigentumsrecht nicht gern abtreten möchten, aber höher als selbsttätige Bedenken steht die Freiheit, sein Glück zu suchen und zu finden.“ Sie nickte, ohne aufzuleben.

„Und wenn man es gefunden hat, wenn man weiß, daß es das wahre, einzige Glück ist, und die bejüngende Gewißheit haben darf, sich verstanden zu fühlen, mehr noch, die Gewißheit —“

Das Mädchen kam mit einer Schale Obst herein und setzte sie, neugierig Umschau haltend, auf den Esstisch.

Er sah sich auf die Lippe und ging hastig durchs Zimmer. Vor dem Klavier blieb er stehen.

Sie war ihm gefolgt, als er den Dedel zurückschlug. In dem Augenblick, da ihre Hand hilflos sein wollte, nahm er diese Hand und preßte seine Lippen darauf.

Es durchrieselte sie wie ein Schauer. So wonnig und so traumhaft war dies Gefühl, daß sie nicht ein Glied zu rühren vermochte.

Während seine Linke leise über die Tasten glitt, küßte er noch einmal ihre Hand mit einem so glücklichen Lächeln, daß sie sich selbstvergessen über ihn beugte.

„Man kommt“, küßte er, ihre Rechte hastig freigebend. Sie trat, über sich selbst erschreckt, schnell zurück.

Die Damen erschienen wieder.

„Hauptmann Hartleben ist musikalisch“, sagte Harđa mit sicherer Haltung. „Er will etwas spielen.“

Fräulein Villas scharfes Auge konnte nichts Außergewöhnliches entdecken, also nahm sie beruhigt Platz.

Einem bittenden Wink der Tanten folgend, rückte Harđa ihren Sessel zwischen die beiden Damen. Schweigend wie zuvor lehnte sie das Haupt zurück und blickte sinnend in die Ferne.

Es schwebte ihm nichts Bestimmtes vor, als er die ersten Töne anschlug, die, lose aneinandergereiht, klangen und verflangen. Die Stimmung, die ihn beherrschte, ließ sich in keine vorgeschriebenen Noten und Takte bringen, sie breitete ihre Schwingen über Gedanken und Hände und hielt ihn fest in ihrem Bann.

Das, was als süßes Geheimnis, als Verdendes zwischen ihm und Harđa schwebte, das Anausselprodene und Herbeordrängende, löste ein altes, liebes Erinnern in ihm aus, weckte ihm ein halbvergessenes Lied ins Gedächtnis zurück.

„Willst du dein Herz mir schenken, So fang es heimlich an. Daß unser beider Denken Niemand ertaten kann —“

So schlicht die Melodie hinflö, sie füllte mit ihrem Zauber den ganzen Raum. Die einzige, die ihre Gedanken nicht gefangen gab, war Fräulein Villa. Sie kam über die Dreifügigkeit und Verführungskraft des für sie erledigten Freieters nicht hinweg. Jammer wieder versuchten ihre Augen die Wirkung dieser Kunst auf dem bleichen Antlitz abzufragen, das nichts zu hören, nichts zu sehen schien, nichts von dem verriet, was sich wie Traumgespinste hinter den gelenteten Lidern entfaltete und verkettete — Leben und Lieben.

Hartleben erhob sich. Er mußte sich aus der Stimmung, in die er sich immer tiefer hineingepielt hatte, erst wieder herausfinden, bevor er den scharfen Kniefellschen Blick in Fräulein Villas Augen gleichmütig ertragen konnte. Ihm kam die Ruhe in Harđas Zügen bestrebend vor, da doch sein ganzes Sein nur in der Wonne jenes ersten Sichfindens fortlebte.

„Mein höchsten Stämpeln —“

„Es war so wunderbar“, sagte die Köchin mit bewegter Stimme. „Es läßt sich so vieles dabei denken.“

„Nur nicht zu viel!“ sagte Fräulein Villa aufstehend. „Man läuft sonst Gefahr, durch seine Gedanken enttäuscht zu werden.“

„Zur wollt doch nicht schon gehen?“ fragte die Köchin, als nun auch Fräulein Rosa ihren Platz verließ.

„Für uns ist es spät genug“, sagte Fräulein Villa, Harđa umarmend. „Und hier sehe ich bleiche Wangen.“

„Dann will ich auch nicht länger stören.“ Etwas wie Haß gegen die feindselige Stimme und deren Trägerin leimte in Hartleben ununterdrückbar auf, als er sich der Köchin verabschiedend näherte. „Meinen besten Dank, gnädige Frau, für diesen schönen Abend.“

Sie drückte ihm herzlich die Hand.

Er war zu Harđa getreten mit der drückenden Gewißheit, daß acht Augen auf ihnen beiden ruhten.

Da sah er das Himmernde Leuchten in ihren dunklen Augen, bevor sie sich vor seinem Blick verschleierten, jenes Leuchten und Verschleiern, das ihm so heiße Liebesglut ins Herz strömte.

„Auf Wiedersehen!“ sagte er hastig, verneigte sich stumm vor den Tanten und ging aus dem Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Das Heroische

Die Waage schwankt. Das Herz schlägt tief Zur Erde nieder. Geist erhebt sich flügeltraumend. Ein Mensch steht lauschend. Erwartend den Befehl, der ihn zur Tat berief. Zurück bleibt das, was ihn am Fleische bindet. Er wartet nicht. Er ist die Tat im Reinen. Zur Seite steht ihm niemand. Er weiß keinen, Der mit ihm geht. Er ist entzündet Und Flamme nur, die sich ins Dunkel schießt. Die seinen Leib verzehrt und ihn entseelt: Das Heldische, das ihn zu sich erwählt, Will, daß er Geist und Blut verschwenderisch vergießt. Er ist nicht er mehr. Er ist Sendung, Berufung, Zukunft, seligste Verwundung.

Peter Bursach.

Die Feste Bogen in der Tannenbergschlacht

Von Dr. Franz Kasch-Deer

Anatig liegt inmitten der majurischen Seenplatte die Kreisstadt Löhen, ein freundliches, gastliches ostpreussisches Städtchen am Löwentin-See, das in den ostdeutschen Schicksalswochen im August 1914 durch seine räumliche Verbundenheit mit der Feste Bogen eine wichtige Rolle spielen sollte. Wer heute diese in ihrer natürlichen Ursprünglichkeit immer aufs neue reizvolle Gegend durchstreift, der ahnt nichts von dem Abwehrkampf, den die kleine Feste Bogen vor zwanzig Jahren gegen die Russen führte.

Am Nachmittag des 22. August 1914 erhielt Oberst Busse, der Kommandant der Feste, aus Marienburg die Nachricht, daß die deutschen Truppen sich über die Weichsel zurückziehen sollten, daß die Feste mit einer Umzinglung zu rechnen habe, und daß sie sechs bis acht Wochen dem Feind standhalten müsse. Ungemein schwierig war die Lage für Bogen: Von vorn und vom ungedeckten Rücken her schob sich langsam die Kiejenarmee des russischen Generals Rennenkampf heran, von der Frontseite drohten die Streitkräfte der Armee Samsonow. Die viel zu schwache Feste, die nur aus einem Sperrfort bestand, ohne Betonunterstände, ohne Panzerturm und ohne schwere Artillerie war, sah einem ungewissen Schicksal entgegen. Kommandant und Besatzung aber taten — wie sie es gewohnt waren — ihre Pflicht.

Zuerst galt es trotz aller strategischer Bedenken, für die vor den graujamen Kosaken flüchtenden deutschen Landleute in dem von seiner Einwohnerschaft fast völlig verlassenen Löhen eine Durchgangsstation zu schaffen. Hier wurden die langen Flüchtlingzüge mit ihren hochgepackten Wagen, deren Unordnung die hastende Angst des Aufbruchs allzu deutlich verriet, verpflegt und weitergeleitet, wobei das Schwesterheim Bethanien unter seiner Oberin, Freim von Schrötter, sich große Verdienste erwarb.

Dann hieß es, die Feste für die bevorstehenden Angriffe bereit zu machen und ihr den Rücken zu decken. Um das Schutzfeld freizulegen, wurde in aller Eile eine lange Allee prachtvoller Bäume gefällt. Der Kommandant errichtete auf der benachbarten Höhe von Jeszjorken einen Stützpunkt, der zusammen mit einer Feldstellung bei dem Dorf Ramionken die Rücken zwischen den Seen deckte.

Die Russen ließen nicht lange auf sich warten. Am Abend des 25. August erfolgte der erste Angriff, der allerdings nur ein Erkundungsvorstoß war. Am 26. August wurde von den Russen ein erster Sturmversuch unternommen. Die russischen Truppen, die mit vorgehaltenen Getreidegarben vordrangen, kamen im Dunkel der Nacht nach Löhen und beschossen heftig die Häuser der Stadt. Die Besatzung der Feste erwiderte unter Scheinwerferlicht das Feuer und verhinderte, daß sich der Feind in der Stadt festsetzte. Am Mitternacht war der Angriff abgeschlagen.

Ran versuchten es die Russen mit dem Mittel plumper Einschüchterung. Am 27. August überbrachten drei Parlamentäre folgende Aufforderung an den Kommandanten:

„An Herrn Kommandant der Feste Löhen.

Löhen ist schon von den Truppen der russischen kaiserlichen Armee ganz eingeschlossen. Unnützlich ist eine weitere Verteidigung der Feste. Wir ist befohlen Sie zu beauftragen, die Feste freiwillig uns zu übergeben — damit kann man vermeiden unnützliche Verluste.

Sie haben zu Ihrer Verfügung vier Stunden um die unsere Bedingung zu überlegen. Wenn Sie nicht wollen mit dieser Bedingung zufrieden sein, so wird man mit offener Kraft die Feste nehmen und in diesem Fall dort kein Stein auf'm Steine nicht gelassen wird.

Chef der Kolonne Komradjew.“

Der von jeder Verbindung mit der Heimat seit einer Woche völlig abgeschnittene Oberst Busse mußte mit einem Sturm der weit überlegenen russischen Armee rechnen. Doch ohne Ueberlegen diktierte er in vier Minuten die Antwort, in der es unzweideutig hieß: „Was Ihre Aufforderung anbetrifft, die Feste zu übergeben, so weise ich dieselbe für mich und meine tapfere Besatzung als im höchsten Grade beleidigend zurück. Die Feste Bogen wird nur als ein Trümmerhaufen übergeben!“ Vor Ablauf der gestellten Frist brachte ein deutscher Offizier diese Antwort den Russen, die in gemeiner Feigheit den deutschen Parlamentärwagen beschossen, als er kaum die russischen Linien verlassen hatte. Ein kurzes Granatfeuer der deutschen Batterie war die verdiente Antwort, die denn auch kräftig wirkte.

Der Ring der Feinde schloß sich immer enger. Doch einen Sturmangriff wagten die Russen nicht, da sie die Besatzung und Befestigung der Feste für viel höher hielten als sie in Wirklichkeit war. Aus späteren Gefangenenausagen ging hervor, daß man über 10 000 Mann in Bogen vermutete, während dem Kommandanten insgesamt nur 3300 Mann zur Verfügung standen. Mit dieser kleinen, aber draufgängerischen Schar verstand es Oberst Busse, die Feinde vorläufig in Schach zu halten; er nutzte die günstige Seelage zu den verschiedensten Täuschungsmanövern aus, so daß die Russen nicht zum Vormarsch und Sturm ansetzten. Und in diese Tage des russischen Zögerns fiel die Tannen-

bergschlacht, die zur völligen Vernichtung der Samsonow-Armee führte.

Die quälende Ungewißheit in der Feste Bogen wuchs mit jedem Tag, den man von der Heimat abgetrennt war. Vorpostenmeldungen besagten, daß starke russische Kräfte im Abmarsch wären. Hierzu stand aber im Widerspruch, daß die deutschen vorgehobenen Abteilungen allnächtlich heftig beschossen wurden. Da entschloß sich Oberst Busse, am 29. August 1914 einen großen Ausfall zu unternehmen, den er persönlich leitete. Um 6 Uhr morgens ging es in Richtung auf Goldap. Beim Dorf Kruglanken kam es zum Kampf. Die deutschen Batterien schossen den Wasserturm des Bahnhofs Kruglanken in Trümmer, weil auf ihm russische Beobachter gesichtet wurden. Der Feind rückte aber nicht vor.

Plötzlich kam von Löhen ein deutscher Kraftwagen in rasendem Tempo angefahren. Der darin sitzende Offizier rief Oberst Busse vom weitem schon zu: „Herr Oberst! Großer Sieg bei Hohenstein, die russische Armee aufgerieben!“ Näherkommend sagte der Kurier: „General von Hindenburg läßt Herrn Oberst grüßen“. Verwundert fragte Oberst Busse: „Wer ist Hindenburg?“

In Eile erfährt nun der Kommandant der Feste vom deutschen Sieg bei Tannenbergs, erfährt die Beauftragung Hindenburgs und Ludendorffs mit dem Oberbefehl im Osten und den Angriff auf Samsonow. Da hieß es für die Besatzungstruppen, mit neuem Mut vorzugehen. Man rückte in Kruglanken ein, der Oberst mit seinem Stab in der Schützenlinie. Die ersten drei Kompagnien drangen in die russischen Stellungen ein, die widerstandslos geräumt wurden. Am 5. September schlug die Befreiungstruppe erdgebüßig: General v. Radenien jog mit einigen Abteilungen des 17. Armeekorps in die Feste ein.

So hat die kleine Feste Bogen unbewußt maßgebend in die Schlachtentscheidung eingegriffen. Sie hielt den Vormarsch der Armee Rennenkampf auf und half damit zum deutschen Sieg bei Tannenbergs.

Aus Altensteigs vergangenen Tagen

Von Bürgermeister i. R. Feldweg

Unsere Vorfahren lebten in manchen Dingen becheidenener als wir heute. So namentlich in Bezug auf die Wohnung, sowie Kleidung. In ersterer Beziehung genügte eine Stube und je nach der Größe der Familie zwei oder mehr Kammern. Die Wände der Gemächer waren beinahe ausnahmslos ohne Gipsverputz, sondern nur mit einem gewöhnlich weißen Kalkanstrich versehen. Nur ausnahmsweise bei besonders Wohlhabenden waren die Wände getäpelt. Die Decken waren meist von Holz. Die Zimmerausstattung war den Zimmern entsprechend einfach. Sie bestand in der Hauptsache aus einem Tisch, einem oder zwei an der Wand befestigten Bänken und einigen Stühlen. Diese Einrichtungsgegenstände hatten aber keinerlei Anstrich, die Reinigung bestand darin, daß man sie eben Samstag mit weißem Sand „legte“. Kästen und Bettladen waren rather ausgestattet, waren sie aus Hartholz, so hatten sie einen farbigen Lacküberzug. Bei Weichholz griff man zu einem gewöhnlich hellblauen Anstrich mit aufgemalten „Tulipanen“ (Tulpen) oder ähnlichem. Die Beschreibung der Zimmer und ihrer Einrichtungen ist natürlich nicht erschöpfend; sie soll eben nur eine Schilderung in groben Zügen sein.

Anders als mit der Wohnung stand es mit dem Essen und Trinken. Hier herrschte die Bescheidenheit nicht immer vor. Wohl sind die gewöhnlichen Mahlzeiten vielleicht einfacher und nicht so abwechslungsreich gewesen als sie heutzutage sind. Man war eben nur auf die einheimischen Nahrungsmittel und Genussmittel angewiesen. Dagegen im Trinken wurde ganz entschieden mehr geleistet als in unserer Zeit.

Die Küchenzerzeugnisse standen bei besonderen Anlässen denen von heute sicher nur in ihrer Zubereitungsart nach. Als Beweis, daß man vor 200 Jahren, wenn es galt, weder darbe noch dürstete, mag die Aufzeichnung über den Zehrungsaufwand bei einer Grenzbegehung der „Kirchspielsweidreidm“ im Jahr 1749, gelten.

Der Wortlaut der Aufstellung ist folgender:

Zum kalten Brönnen ist überbracht worden: Herrentisch: 16 Maß alten Wein zu 24 r = 6 Fl 24 r, 26 Maß neuen Wein zu 16 r = 6 Fl 56 r, 4 Pfd. Käse zu 14 r = 56 r, 8 Pfd. Hammel Schödel zu 6 r = 48 r, 10 Pfd. Kalbschödel zu 6 r = 1 Fl, 12 Laib Roden Brod 1 Fl 48 r, Weiß Brod vor 50 r.

In das Jägerhaus vor die Herren ist überbracht worden: ein Supp 6 r, Vor Essen 30 r, Rindfleisch 48 r, Gemüs und Fleisch 48 r, ein Riern Brat 24 r, Sallad 10 r. Vor die Kirch Spibis Männer und Schultzeihen: ein Supp 8 r, Rindfleisch 48 r, Grünes und Fleisch 1 Fl 24 r, Brades 1 Fl 24 r, sallod (Salat) 10 r, 12 Maß alten Wein zu 24 r = 4 Fl 48 r.

Altensteiger Tisch samt Dorff: ein Supp 8 r, Rindfleisch 48 r, Vor Essen 40 r, Brodis (Braten) 1 Fl 42 r, sallod 12 r.

Bauren Tisch: ein Supp 6 r, ein Gemacht Fleisch 1 Fl 12 r, Bradis 1 Fl 12 r, sallod 12 r.

Bojt Dillio (Postillon): ein Supp 3 r, Gemüs und Fleisch 32 r, Brodis 32 r, sallod 6 r, Rutenbrod 8 Laib 1 Fl 12 r, Weiß Brod vor 1 Fl 16 r, 20 Maß neuer Wein 7 Fl 44 r, Kirch Gait vor 16 r, 10 Krig lauer Bronne (Teinager Wasser) 30 r.

Am Morges der Bojt Dillio verdröth: ein Gemacht Fleisch 18 r, Brod vor 2 r, Loishi Geld (Ueberrachten) 40 r, Fuhr Lohn 40 r, Dene Botten 1 Maß Wein 16 r, Brod vor 4 r, Für Haber, Heu und Stallmied zusammen 7 Fl 25 r.

Alles zusammen beläuft sich die Zecher auf 57 Fl 40 r = 98 R 5 s heutiger Währung. Teilgenommen haben nach einem weiteren Aufschrieb an dem Umgang und jedenfalls auch an dem Essen 34 Personen.

Wenn auch über das Essen gerade nichts gesagt werden will, wundert aber der übermäßige Weindersbrauch. Im ganzen wurden 84 Maß = 168 Liter getrunken, es entfallen

Bemerkung. Die Abkürzungen bedeuten: Fl = Gulden (1 R 71 s); r = Kreuzer (2,85 s).



also auf die Person im Durchschnitt etwa 3 Liter. Bezeichnend für die Verhältnisse der damaligen Zeit ist die Scheidung zwischen den „Herren“, den Kirchspielsmännern und Schultheißen und den „Bauern“. Weshalb die Teilnehmer von der Stadt und dem Dorf besonders tafelten, ist nicht ersichtlich. So viel geht aus den damaligen Kirchspielsakten aber hervor, daß zur Zeit des Umgangs zwischen allen sieben Kirchspielsgemeinden ein gutes Einvernehmen bestand. Regelmäßig war es in Bezug auf den Wein Sitte, daß auf ein Besuch an den Herzog, dieser aus seinen Kellereien einen Eimer Wein (= 300 Liter) zu den alle 15 bis 20 Jahre stattfindenden Umgängen unentgeltlich verabfolgen ließ. Im Jahr 1749 war dies aber der schlechteste Weinjahre wegen nicht möglich. In der späteren Zeit bis etwa 1820 kann man bei den Besuchen zwischen den Zeiten herauslesen, daß die Grenzungen gewissermaßen von der Bewilligung des Weins abhängig gemacht wurden. Dieses Gebahren wie noch manches andere trägt den untrüglichen Schein, daß das schon etwa 700 Jahre bestehende Kirchspiel mit seinen mancherlei Verwickelungen als Kind des Mittelalters nicht mehr in die Zeit paßt, in der die Wogen der französischen Revolution stark über den Rhein herüberzuschlagen und so brachte der Beginn des vorigen Jahrhunderts nach und nach die Auflösung des uralten Verbands mit sich.

Wanderung durch die Schorfheide

Reportage von Eva Dehlschlager, z. Zt. Hubertusstod
Die großen Wallfahrten nach der Schorfheide haben immer mehr nachgelassen; heute darf man nur noch mit besonderer Erlaubnis des preussischen Ministerpräsidenten das Naturschutzgebiet betreten. Nach Hermann Görings Ansicht muß das Gebiet der Schorfheide geschützt werden, damit der Tierbestand richtig gebegt werden kann. Der Ministerpräsident ist den Förstern ein wahrer Freund und Helfer geworden.

Im früheren Jagdschloß des ehemaligen Kaisers wohnen jetzt für gewöhnlich Jagdgäste. Minister Kerkel verbringt mit besonderer Vorliebe hier kurze Stunden der Erholung.

Bei meinem ersten Besuch kam ich gerade hinzu, wie auf einem einfachen grünen Leiterwagen der Staatssekretär des Ministerpräsidenten, ein Oberlandesforstmeister und ein Revierförster zur Fütterung fahren. Es ist derselbe einfache Leiterwagen, mit dem auch Hermann Göring seine Fahrten ins Gehege unternimmt. Hans, das Pferd, das einst von Zigeunern gekauft wurde, kennt ohne Führung die Wege durch den Wald der Farn- und Baumriesen. Rixe ist eine kleine, schwarzseidenhaarige Dackelstau, die auf meinem Schoß sitzt. Förster Lindner plaudert mit einem pfiffigen Lachen aus der Schale: „Nicht ist ein großer Strolch. Gehen wir auf Saujagd, so treibt Rixe alle Säuen auf meinen Stand, und die Gäste haben das Nachsehen, daher muß ich den Herrn Ministerpräsidenten stets auf meinen Stand nehmen.“

Fünfhundertjährige Eichen wechseln mit Buchen, Kiefern und Wacholderbäumen ab. Vorbei fahren wir am Hochstand Hindenburgs. Der Förster weist darauf: „Hier schloß der liebe alte Herr vor zwei Jahren seinen letzten Hirsch.“

Plötzlich flattert ein Kranich vor uns her, aufgeregt, immer ängstlicher schallt sein Ruf durch den Wald. Nach einer Weile verläßt er uns. „Was hatte das Tier?“

Herr Lindner erklärt: „Er wollte uns von seinen Jungen ablenken, die müssen hier ganz in der Nähe sein.“

Auf hohen Kiefern haben Fischadler und Seeadler ihr Nest. In einer tiefen Mulde äßen die Hirsche. Ein Rudel von fast fünfzig Hirschen setzt sich in Bewegung, bald sind wir von den Tieren dicht umkreist. Und sie haben sogar Namen. „Sehen Sie dort, der heißt Hans, und diesen hier wird wohl der Ministerpräsident in diesem Jahre schlischen.“ Einer berührt mit seinem Geweih unseren Wagen, er neigt das stolze Gehörn vor uns tief zur Erde. „Na nun verbeug dich noch einmal, mein Fürst“, fordert ihn der Förster auf.

Schließlich hat das Tier keine Lust mehr, sich immerzu vor Menschen zu verbergen; mit einem ärgerlichen Gurgelton richtet es seine großen Augen auf uns, da liegt auch schon die Kartoffel vor ihm auf der Erde. Der Förster schüttet die Kartoffeln im Fahren aus. Ein Bild heiligsten Friedens.

„Diese Stunde liebt der Ministerpräsident.“ Des Försters große blaue Augen schauen einem Hirsch zu, der sein Geweih mit unendlicher Grazie legt. „Göring ist ein Mensch mit sehr tiefem Gefühlsleben. In der Natur verraten sich ja die meisten Menschen.“

Langsam jostelt Hans durch Waldwiesen und Wälder. Ein Rudel Damwild, darunter ein weißer Schaulfänger, flüchtet ins Dickicht. Laut schreiend suchen die Rehen nach der verlorenen Mutter. Der Abend senkt sich mit tiefen Schatten über die Erde. Durch die Bäume grüßt Schloß Hubertusstod. Rechts auf einem Ahornweg steht die von Königin Luise gepflanzte Eiche und links ein kleiner Tempel; er umschloß früher einen gehörnten Siegfried, der dann von Marxisten zertrümmert wurde.

Im Wirtschaftshof wird Hans ausgespannt. Müde tragt er in den Stall. Rixe luschelt sich schnell in ein Kissen. Früh gehen auch wir schlafen. Um drei Uhr morgens befinden wir uns schon wieder auf einem Pirschgang. Aber nicht zum Jagen. „Man muß nicht immer schießen, wenn man durch den Wald geht, das neue Jagdgesetz hat manchem das Handwerk gelegt“, spricht mit Wärme der Förster. Die Morgendämmerung verdrängt die letzten Sterne. Das Wild zieht von der Aesung zum Waldbrand, leidend nach den ersten Sonnenstrahlen, die das feuchte Fell erwärmen sollen. Wohligh reisten sich die Hirschleiber, restlos glücklich scheint die Tierwelt den neuen Tag zu begrüßen.

Bertraulich ist das Wild nicht mehr, wir sind zu Fuß, und da ahnt es Gefahr. Einige Meter vor uns huscht ein Dachs über den Weg, und zwei Füchse spielen am Waldrand, fröhlich heben sie die Lunte, bis sie Menschen wittern. Ein Eichelhäher, der Polizist im Walde, warnt das Wild mit lautem Ruf. Durch die von der Morgenröte bestrahlten Birken quirlen und singen die ersten Vögel. Durch wildjauberwühlte Erde wandern wir zum Wiesent-Gehege. Vergnügt juchsen die riesigen Wolltiere im

Sand. Im 240 Morgen großen Zuchtgehege treiben sich zwei reinblütige dunkelbraune Stierbullen zwischen vier weiblichen Bastarden, die sich durch pieganartige Bärte abheben, einher. Die schwarzen Bastarde haben ein Drittel Bijonsblut in sich und ein Drittel Wiesentblut, soll festgestellt sein. „Iwan der Schreckliche“, der früher Schall hieß und erst von Hermann Göring seinen neuen Namen erhielt, wirkt wie ein alter böser Mann mit furchtbar grimmigem Gesicht. Drei Bastardtiere lauen friedlich in einem besonderen Gatter.

Um den echten Wiesent zu erhalten, gilt es aus den noch vorhandenen Tieren wieder aufzuzüchten. Nach Ansicht der Fachleute können nach fünfundsiebzig Jahren echte Wiesente vorhanden sein. In Familien leben die Wiesente zusammen. Ihre Halskettel wirken fremdartig. Unter ihnen leben einige asiatische Pferde aus dem Berliner Zoo sowie zwei Wildpferde aus Westfalen, aus dem Wildpferdegebiet des Herzogs von Cron.

Elche leben im Sumpfbereich, drei davon stammen aus Schweden. Schwer liegen die breiten Schaulgeweihe beim Reisen an der Erde. Leicht knien bei drohender Gefahr die sprungbereiten Hufe. Mit einem seltsam starren Blick betrachtet das Tier die Menschen. Langsam erhebt es sich zuerst mit den Hinterhufen, dann mit den Vorderhufen und stolz wendet es sich zur Seite.

Inmitten dieser weltfernen, erhabenen Natur liegt eine tapfere Frau im deutschen Wald. Schutzpolizisten bewachen Tag und Nacht Hermann Görings Heiligum und sein Heim, das im schwedischen Stil ungemein geschmackvoll wirkt. Ein SA-Mann mit seiner Frau sorgen für Ordnung, wenn der Ministerpräsident abwesend ist. Zehn Hunde werden gepflegt, darunter ein herrlicher Neufundländer, dessen Fell weißer Seide gleicht. Der hübsche Kerl ist ein Geschenk des Führers. Und ist Rausi, Görings kleiner Löwe, nicht mit auf Reisen, so tapft er friedlich umher, bis der Ministerpräsident wieder einmal mit dem kleinen Wollpelz spielt.

Nach dem Sommersturm

Selige Raft
Liegt auf der Welt nach feurigen Wettern.
Unter trübenden Blättern
Beratmet des Sturmgotts wirbelnde Haft.
Nur hinter den Hügeln
Murren noch müde versprengte Streiter;
Still über ihnen schleifenden Füßeln
Sät der Himmel den Frieden weiter.

Kaz Bittlich.

Kaver Niedermoser muß heiraten

Humoreske von Wilhelm Lennemann

Kaver Niedermoser sollte den Hof in Nacht übernehmen. Das stand fest. Vom Herrn war es ihm bestimmt zugesagt. Aber heiraten mußte er, anders ginge es nicht.

Was Wunder, daß der Großvater auf einmal in Anlehen beim ganzen Dorke stand. Da war wohl manche Bauernmutter, die nicht nein gesagt hätte, wenn der Kaver Niedermoser ihr seinen Brautwerber ins Haus geschickt hätte. Und da gab es auch Mägde genug, die dem Knecht ihre Gunst offen bezeugten.

Aber der Kaver war bisher allen Liebsleien aus dem Wege gegangen: nicht einmal mit einer Magd auf dem Gutshofe hatte er anzubäuheln versucht. Nun sollte er Knall und Fall heiraten, da war man denn doch begierig.

Am begierigsten war der Kaver selbst. Ein Weiberheld war er nie gewesen; aber dennoch konnte man nicht behaupten, er habe kein Herz. Nur schwerfällig war er, und sein Gewissen verbot ihm, an Liebe und Heirat zu denken, bevor ihm ein Herd näher war. Aus Oberbayern zugewandert, hatte er sich wohl gut in die fremde norddeutsche Art eingelebt, aber ideen und vorsichtig war er immer noch geblieben.

Zum Herbst erst war der Hof frei, und bis dahin vergangen immerhin noch drei Monate.

Wie er da nun einmal wohlgenut und sonntagsfroh am Roggenrain entlang geht, hört er vor sich einen Schrei. Wie er aufschaut, sieht er gerade noch, wie ein Mädchen zwischen Mohn und Kornraden hinsinkt.

Mit ein paar raschen Schritten eilt er hin. Die Marie vom Hof, aus der Milchammer, ist's. Ein sauberer Gesicht mit hellen Augen und blanken Zähnen. Sie jammert: „Ich hab' mir den Fuß vertreten!“

„Sowohl! Mußt zu neumodische Schuh' haben“, grollt der Knecht. „Laß amol schaug'n.“

Aber sie zieht den Fuß verschämt zurück und versucht aufzustehen. Sie stützt sich auf seine Schultern. Ganz eng lehnt sie sich an ihn, so daß es dem Burden ein wenig peinlich und schwül wird.

„So geht's a net“, wehrt er ab, „da muß erst der Schuh runter, sonst wird die Schwulst's did, und nachher kriagst dös damische Schuhzeug net runter.“

Herrlich drückt er sie auf den Grabentand. „So, laßt jagst den Schuh aus!“

Als sie immer noch zögert, greift er nach dem Fuß. „Damm's Zeug! runter damit!“ Er löst die Bänder und kreißt den Schuh ab.

Seine Linde hält den Fuß. Die Rechte fühlte. „Da muagt glei a Loam draufschmiern.“ Er fühlte nochmals und stuzt, bewegt den Fuß im Gelenk.

Die Marie mußt nicht; sie spürt nichts.

„Ah woas! Da is ja la Schwulst net!“

Er pfeift durch die Zähne. „Ziag Dein Schuh wieder an! So eh nig daran!“

Helle Schläue glänzt in seinem heiteren Gesicht. Dann steht er auf.

„So, Marie, eh geht's alloa zum Hof. Brauchst loa Begleitung net. Da wird nig draus. Und die G'schicht bleibt ganz unter uns.“ Er wendet sich um und geht am Roggenfeld entlang, bis dahin, wo der Fußschwanz hell in Blüten steht. Da lehrt er sich hin und starrt, schaut in den blauen Himmel und sieht die weißen Wolken langsam ziehen, die über seinem künftigen Hof stehen; darüber singt eine Lerche.

Na, so damisch war er doch net. Dös sollt die Marie sich nit einbilben, daß er auf so wos neinfiel. Zeit war noch g'nug, und er wollt scho noch die Rechte finden.

Knapp vier Wochen später ist ein paar Dörler weiter Kirchweih. Auch der Kaver wandert hin. Und warum net? Die Marie war ebenfalls da.

Er kann ihr's nicht verbieten. Und gelangt haben sie dann auch, wie sich's gehört. Entweder — oder, hat sich der Kaver gedacht und hat sie herumgeschwenkt, daß ihr fast der Atem ausging.

Es war ja Kirchweih, und sein Herz war froh und weit; da war weiter nig dabei. Sauber war die Dirn schon, das zegen war nig zu sagen.

Wie es auf Rittersnacht geht, tupst's ihm auf die Schulter. „Du, Kaver, nimm mich mit heim, wir zwei sind allein noch da aus unserm Dorf.“

„Nachher wird's wohl so sein müass'n“, sagt der Kaver nachdenklich, „in einer Bierleis' genga mer!“

Aber das fällt ihm gar nicht ein. Er bleibt noch da. Und er laßt wieder schlau, und trohig bleibt er stehn.

Als die Zeit um ist, steht da ein anderer Burisch vor dem Mädchen. „Der Kaver geht noch nicht; aber da Du heim mußt und ich halbwegs einen Weg mit Dir habe, begleit ich Dich bis ans Dorf.“

„Dank schön!“ sagt die Marie gütig. „Ich fahr mit dem alten Brodmann, der hat schon angepaunt.“

So fuhr die Marie mit dem Viehhändler heim, und der Kaver ist dageblieben bis in den frühen Morgen. Als er dann heimkam, meinte er, so ganz recht war es doch nicht von ihm gewesen. —

Und dann kam ein Sonntag, da ging er den Berg hinan, und wie er in den Wald einbog, lag dort die Marie am Wege und schlief; die weißen Zähne glänzten zwischen ihren halb geöffneten roten Lippen.

Und er geht still den Weg zurück. — Da steht er den Toni. Er winkt ihm, legt den Finger bedeutungslos an den Mund. Der Burische versteht. Leise gehen sie wieder den Hang hinan. — Da deutet der Kaver auf das Mädchen.

Mit ein paar raschen Schritten ist der Toni dabei, blüht sich, spitzt das Maul. —

Da hebt sich eine Hand hoch und fällt dem Toni klatschend auf die Wade. Das Mädchen springt auf. „So war's nicht gemeint, Du Löspel!“ und läuft an ihm vorbei.

Der Kaver laßt in sich hinein. „So bringst bei mir nig zustand, Marie, so geht's net. Jamoll!“

Empört und beschämt schreit sie: „Da friß halt Dein Kraut allein!“

„Wird mir mei Weib schon mach'n!“ Er laßt. „Du versteht ja doch nig davor!“

„Und Dein G'schicht dazu“, ruft sie ihn zornig an. „Kraut und G'schicht!“ Kaver Niedermoser fährt mit der Zunge im Munde herum. Acht Jahre hat er alles Mögliche in sich hineingegessen, nur keine bayerische Kost.

Nun will die Dirn ihn damit joppen. Mit einem Schritt steht er neben ihr. „I frag Di no amol: He! Woas versteht denn naha Du von Kraut und G'schicht? Woas soll dös hoach'n? Mi stimmt sei net!“

Trohend schaut er sie an.

Aber sie hält seinen Augen stand. „Was geht's Dich an? Ich lönn't schon richtig lochen!“

Da sahte er sie am Handgelenk. „Dös löstt mir erst amol beweiss'n. San ja do bloß Sprüch und nig dahinter.“

„Wenn Dir daran stegt“, sagt sie leichtsin, „ich kann's.“

Zwei Abende darauf wird der Kaver in die Küche gerufen. Die Gutsherrin fragt ihn: „Wie steh's mit der künftigen Bäuerin?“

„Alleweil ganz guat“, läßt er.

Da kommt die Marie und legt ein paar verdeckte Schüsselchen vor ihn hin und legt Messer und Gabel dazu. „Genier' Dich nicht!“

Der Kaver hebt den Deckel ab. „Kraut und G'schicht und Knödel! Woas war denn jetzt dös?“

Weiter hat er nichts gesagt; hat sich auch gar nicht geniert und hat gegessen. Saltra! guat war's.

Und dann langt die Marie in eine Ecke, bringt eine Flasche her und schenkt ihm ein. „Das gehört dazu, Kaver!“

Er traut seinen Augen kaum; aber dann glänzt sein Bild. Wenn's auch nicht vom Jah war, ein köstliches bayerisches Bier war's doch. Und frisch und mit Bestand eingekesselt.

„Ja, mei Dirn, wer hat Di denn dös g'lernt?“

„Bin doch ein Jahr bei meiner Tante in München gewesen! Da ist man auch Kraut mit G'schicht und Knödel. Ich kann noch mehr bayerisch lochen.“

Noch einen Schritt näher tritt Kaver vor und sieht ernst in die Augen der klugen Marie. „Ja, lästt mir leicht loch'n, wenn Du mei Bäuerin wärs?“

„Warum nicht, wenn der Bauer so mag!“

„Guat is. Und recht i's. Tüt dir's leicht pag'n, wans i der Bauer wärs?“

Da gibt ihm das Mädchen die Hand.

Die Gutsherrin betrachtet die beiden und lächelt. Nun ist kein Zweifel mehr, der Kaver bekommt den Hof und eine tüchtige Frau dazu.

Aphorismen

Von Robert Ludwig Jung

Einen gewissen Grad von Glück kann sich jeder Mensch durch Klugheit schaffen — das Maß des Glückes ist eine Sache des Zufalls.

Das ist Wirken — wenn du in der Brust deines Nächsten einen Nachklang zu wecken weilst.

Niemand kann man aus dem Herzen wischen, ohne daß ein dunkler Fleck bleibt.

Das Menschenherz braucht wenig, um erregt zu werden. Wie die Blätter eines Baumes unter dem leichten Windhauch sich bewegen, bald hierhin, bald dorthin, so ist es auch mit dem Herzen. Ein Sonnenstrahl öffnet tausend Blüten — ein Hagelschauer vernichtet sie.

Vielen Menschen ergeht es wie jenem, der, etwas juchend, mehr findet, als er suchte — nicht aber immer das, was er wünschte.

Der Name

§ Der reine, hedenische Name ist gewiß der wertvollste Besitz des Menschen. Zugleich aber liegt in der Namensgebung, der ersten Gabe der Eltern an ihr Kind, ein vielfacher Sinn verborgen. Es ist eigenartig, festzustellen, wie in gewissen Familien diese oder jene Namen dauernd oder in gewissen Zwischenräumen wiederkehren. Das sind dann echte, rechte Erbnamen. Die Anhänglichkeit an sie stellt den jeweiligen Namensgebern — also Eltern und Vatern — das Zeugnis eines starken Familienfinnes aus.

Dann wieder sehen wir, daß in Zeiten, wo eine beliebige Führerperson für seine Zeit wirkte, gewisse Vornamen ständig wiederkehrten. In Preußen waren ebendies Friedrich, Friedrich-Wilhelm, Luise überaus gebräuchliche Taufnamen, in Bayern Ludwig, im alten Österreich Franz und Leopold.

Sobald ging Jahrhunderte hindurch eine fromme Sitte um, die wir hinnehmen, ohne an ihr Gefallen finden zu können, denn wir Deutsche der völkischen Gegenwart sehen keine Veranlassung, deutsche Knaben Benjamin, Samuel und Ephraim, deutsche Mädchen aber Sarah oder Rahel zu nennen.

Als seltsam mag hier erwähnt werden, daß der Pfarrer Lesling, des Dichters Vater, jedem seiner elf Kinder einen Namen gab, der mit der Silbe „Gott“, zusammengesetzt war, von Gott-hald, Gott-hard und Gott-lich bis zu Traugott. Auch in diesem Brauche offenbart sich uns die sinnbildliche Bedeutung des Vornamens für den Menschen und seinen Kulturkreis, darin er aufwächst.

Da ist es nur natürlich, wenn sich auch die Verknüpfung der Deutschen mit ihrem Heimatboden in den Namen widerspiegelt, zumal in den schäblich geliebten Familien. Aber auch der Städte nimmt an diesem Erbteile teil, das wir unsern Vorfahren, die ja ursprünglich alle einstmals Bauern waren, verdanken.

Wir brauchen uns dabei nicht auf heute so selten gewordene Namen zu beschränken, wie „Landfried“, der „sein Land schirmt“, oder „Landolf“, d. h. „Landwolf“, wobei der Wolf sich auf das dem Botan geheiligte Tier bezieht, wie auch in „Adolf“, „Edelwolf“, d. h. „mächtiger und edler Held“. Auch die in Westdeutschland noch gebräuchlichen Namen „Lambert“ und „Lambrecht“ beziehen sich auf den Heimatboden der Ahnen, sie bedeuten „den auf der Heimatshalle Angeesehenen“.

Ganz ähnlich liegt es bei einer viel verbreiteteren Gruppe von Namen, in denen der „Obaldbegriff“ Träger des Namens ist. Obal, nordisch, lautet in altdänischer Abwandlung „Uodal“, Uodal und Uodal drückt aber die Verbundenheit des deutschen Menschen mit seinem Heimatboden aus und wird auch schlichtweg für „Stammshilf“, „Erdbhof“ gebraucht. So bedeutet dann „Ulrich“ — entstanden aus Uodalrich — der „Erdbgutbesitzer“ oder auch der „angesehene Erbhöfner“, denn „rich“ heißt nicht nur reich, sondern auch der Vornehme, der Führer.

Deutlich tritt auch der Obaldbegriff in andern Namen zutage. „Odrich“ ist ebenfalls begüeter Stammesherr. Aus dem fast verschwundenen Namen „Odo“ — wörtlich „Bekühn“, der „heerlich seinen Besitz verteidigt“ — wurde „Otto“.

Bemerkenswert ist dazu die italienische Verkleinerungsform „Othello“. Sie ist natürlich auf langobardischem Boden erwachsen! Schade, daß ausgerechnet der Mohr von Venedig diesen Namen trug! Es gab auch ebendies einen Namen „Odalwig“, der dann in „Ottwin“ versprochen wurde. Das bedeutet „der für sein Stammgut kämpfende“. Otter, Oetter sind die Wurzeln des Namens „Edgar“, der „sein Erbe mit der Waffe schützt“. Auch „Edmund“ geht auf die Abkürzung des „od“ und „ed“ zurück und heißt, der Schützer des Stammgutes, des „Erbhofes“. Eduard ist der „Hüter des Erbhofes“.

„Heimrad“, der „Katerer in Haus und Hof“, ist heute nicht mehr sehr bekannt, wohl aber „Heinrich“ — aus Heinrich entstanden — der Hausherr“. Aus ihm entstanden dann weiterhin die Kosenamen „Heinz“ und „Hinz“.

Ob in den Namen „Erdmann“ und „Erdmuth“ die Beziehung zur Erde sicher nachweisbar ist, sei dahingestellt. Vielleicht ist „Erdmann“ nur eine andere Form für „Hartmann“, der „harte, tapfere Mann“, und „Erdmuth“ die weibliche „zerr-sprochene“ Form von „Hartmut“, der „Starke, Kühne im Geiste“. „Hagen“ ist der Schützer, der „Heger“, deutlich ist die Beziehung zum „Hag“, der um den Hof geht! „Hertza“ wird im allgemeinen als eine Falschform für Hertbus, die „Mutter Erde“ erklärt. Das hat man die Wahrscheinlichkeit, um so mehr, als der jährliche Umzug der Hertbus tiefwurzelndes Glaubens-

gut unserer Ahnen war. Immerhin kann in „Hertza“ oder „Hertza“ auch das Wort „Hert“ oder „Her“, das Volksheer, Hecken und würde dann „Heeresfolgerin“ heißen.

Bekanntlich blieben oft die germanischen Frauen als Helferinnen in Verbindung selbst mit dem kämpfenden Heerhaufen. „Herti“ heißt aber — wie daziti in Hartmann auch — „stark“ und „tapfer“. Dann hätten wir hier eine „starke und auch ausdauernde Frau“ in Hertza zu sehen. Landwehrwurzeln ist auch der Name „Horst“, „Horstmann“ und bedeutet „Waldbewohner“. „Widelind, Widulind, Weiserind“ ist „Waldkind“.

Der fluge Schäfer

Das war damals in der Nähe von Jallingbostel. Wir hatten von der Kunstgewerbeschule aus eine Studienfahrt in die Venediger Heide gemacht. Auf der Suche nach Notizen finden wir mitten in seiner bläulichen Herde hochaufgerichtet und auf seinen Schäferstab gestützt, den Blick seiner hartblauen Augen in die Ferne gerichtet, den uralten Schäfer Hein stehen. Ein wunderbares Bild, wie der braune Alte dahebt und sich gegen den Himmel abhebt — wie aus Holz geschnitten, und um ihn, weich und wollig, werden die Schafe. Ein stilles und doch bewegtes Bild, gleich schön in Farbe und Bewegung.

Fleißig arbeiten wir mit Stift und Kohle. Stunde um Stunde vergeht. Der Alte sieht wie eine Bildsäule, unbeweglich und stumm. Er hat einen wunderbaren Kopf — flug und interessant, eben ein typischer Heidscher.

Wir Jungen zerbrechen uns den Kopf, wie alt der Mann sein mag. Worte fliegen beim Arbeiten zwischen uns hin und her. Wir wollen ihn fragen. Nachher, wenn wir fertig sind.

„Wie alt sind Sie eigentlich schon, Vadder Hein?“ fragt eine von uns. „Wohl bald an hundert, was?“

„Dat weert id nich!“ Es ist, als ob der Alte seine Gedanken aus fernsten Herten holt.

„Kannu? Das wissen Sie nicht?“ Das weiß man doch!

„Aee. Ich zähl mien Geld un zähl mien Schaap. Wien Joahr, die zähl ich nich. Da ward mi je doch fein ein von stahlen, nöch? Aee — dat weert id nich, wie alt daß ich bin.“

Emmie Kasaroff.

Buntes Allerlei

Ein jählicher Vater

Ein alter verdienstvoller Generalmajor auf der Schulbank, mitten unter dem jüngsten Jahrgang der Mittelschule — das ist wirklich kein alltäglicher Anblick. Und doch gibt es einen Vater, der vierzig Tage lang die Sexta besucht hat. Und zwar geschah es im fernen Tokio. Da tauchte eines Tages der graue Kopf des längst im Ruhestand befindlichen Offiziers zwischen den erstaunten Knaben auf. Der alte General erklärte dem Lehrer, sein kleiner Sohn sei an einer schweren Erkältung erkrankt. Es gehe aber nicht an, daß die Ausbildung des Kindes darunter leide. Nun wanderte der Vater Tag für Tag zur Schule, nahm am Unterricht teil und leitete dann daheim die gewonnenen Erkenntnisse an den Sprößling weiter. Der vermochte denn auch dank dieser Fürsorge mit seinen gelunden Kameraden durchaus Schritt zu halten und marschierte mit dem ersten Tage seiner Genesung Schulter an Schulter mit ihnen. „Was wollen Sie?“ jagte der alte General auf die Vorhaltungen seiner Befannten ob dieser reichlich strengen Auffassung von seinen Vaterspflichten. „Auch meine Frau hat mich davon zurückhalten wollen, wieder die Schulbank zu drücken. Aber nun habe ich meinen ersten Sohn bereits in seiner frühesten Jugend verloren. Dieser Kleine hier ist mein einziger Erbe. Ich bin schon im Ruhestande und sonst nichts mehr nütze. Also ist meine Pflicht, alles in meinen Kräften Stehende zu tun, damit dieses Kind die bestmögliche Erziehung erhält. Ich finde, alle Väter der Welt müßten so handeln wie ich.“

Der hundertste Geburtstag

Wenn ein Erdbürger den — nicht ganz unbestrittenen — Vorzug hat, den hundertsten Geburtstag begehen zu dürfen, dann pflegt er dieses im wahren Sinne des Wortes einmalige Ereignis auch gebührend zu feiern. Bei dieser Gelegenheit kommt dann bisweilen die jeweilige Eigenart des Geburtstagskinds in besonders deutlicher Weise zum Ausdruck. Das darf man auch von dem hundertsten Geburtstag behaupten, den kürzlich der wackere Peter Pollen auf der Insel Trinidad begehen konnte. Dabei fand nicht etwa ein ausgiebiger Schmaus statt. Vielmehr begnügte sich der alte Herr damit, sich einen Wunsch zu erfüllen, den er nach eigenem Geständnis bereits zwei volle Jahrzehnte gehegt hat. Er stürzte sich in den Wyma-Stream, der nahe an seinem Hause vorbeifließt, und schwamm dabei an die 32 Meter unter Wasser. „Hierauf habe ich mich 20 Jahre lang gefreut“, gestand Peter Pollen, „und ich wäre auf jeden Fall geschwommen, selbst wenn ich hätte an das Wasser kriechen müssen.“ Das, was sich der alte Knabe auf seinen hundertsten Geburtstag gewünscht hat, ist ja nun in Erfüllung gegangen. Er strahlte die Umstehenden an, die ihn bewundern, als er aus dem Wasser sprang und sich schüttelte wie ein junger Hund: „Weshalb ich so alt geworden und so rüstig geblieben bin? Weil ich immer Ram getrunken und Pfeife geraucht habe, wenn ich Lust darauf hatte.“ Peter Pollen, der früher Aufseher auf einer Zuderpflanzung war, spricht übrigens drei Sprachen fließend und hat es auf 17 Kinder gebracht. Soll man vor dem Manne nicht Respekt haben?

Radsfahren — ein teurer Sport!

Daß Radsfahren — sonst so harmlos, gesund und billig — ein recht teurer Spaß werden kann, bewies ein Prozeß, den Frau Emilie Dumont in Paris gegen ihren Mann angestrengt hat. Sie verklagt ihn auf Ehescheidung. Begründung? Er habe mit seinem Radsfahren den Frieden der Ehe gestört, worauf sie außerdem einen Schadenersatz von 20 000 Franken verlangt. Der Fall liegt zur Zeit bei der Vorinstanz und sieht folgendermaßen aus: Ursprünglich vertrat sich das Ehepaar recht gut, denn die Radsfahrten des Mannes waren nur kurz. Mit der Zeit wurden sie aber länger und immer länger. Die Frau schalt, aber es nützte nichts. Der Tropfen, der nun das Faß zum Ueberlaufen brachte, lag in einer Rundfunk-Mitteilung. Frau Emilie sah eines Abends gemühtlich an ihrem Lautsprecher und hörte den Nachrichtenredner, als der Sprecher plötzlich eine bezahlte private Mitteilung durchgab des Inhalts, daß ein gewisser Herr Dumont leider nicht zu seiner Frau Emilie kommen könne, weil er mit seinem Kade die Rennfahrer am Lauf Quer durch Frankreich begleite. Dieser Lauf werde einige Tage dauern. Am nächsten Morgen war Frau Emilie bereits auf dem Gericht, und nun wartet ganz Frankreich mit Spannung, wie sich der Richter in dieser wirklich kuriosen Angelegenheit aus der Schlinge ziehen wird.

Graf Zeppelin sieht sich nicht ähnlich

Das war in Hollywood: Man wollte einen Zeppelinfilm drehen und brauchte dazu einen Darsteller des Grafen Zeppelin. Einem Filmschauspieler kam nun die Idee, seiner Bewerbung um diese Rolle nicht sein eigenes, sondern das Bild des Grafen Zeppelin selbst beizulegen, um so alle seine Konkurrenten sicher aus dem Felde zu schlagen. Nach einigen Tagen kam die Antwort auf seinen Brief, die etwa folgendermaßen lautete: „Wir verstehen gar nicht, wie ein Mann, dessen Gesichtszüge so wenig denen des Grafen Zeppelin gleichen, es wagen kann, sich um diese Rolle zu bemühen.“

Hauptstiftleitung: L. Lauf. Anzeigenleitung: Gust. Bohnisch. Druck und Verlag: W. Kiefer'sche Buchdruckerei in Altensteig. Altensteig, D.-A. d. L. Nr.: 2100



Gesunde Kinder

Sie bekommen täglich ihren „Diener der Gesundheit“ zu trinken, der macht sie stark und lebensfroh.

Imnauer Apollo-Sprudel
Teinacher Hirschquelle
und Sprudel
Remstal-Sprudel Beinstein

halten Magen, Darm und Nieren in Ordnung, helfen den jungen Körper aufbauen und kosten nur Pfennige täglich.

Überall zu haben.

Vertreter:
M. Hartmann, Mineralwasser- und Biergroßhdlg., Altensteig, Tel. 332.

Briefpapiere

in Mappen
 Blockpackungen
 Cassetten

empfehl die

Buchhandlung Lauk

Altensteig.



Schon wieder ein neuer Anzug? . . .
 Nein . . .
 der alte aber mustergering gereinigt u. wieder „auf neu“ gebügelt von der

Färberei Schapp, Chem. Reinigungsanstalt
 Annahmestelle: Lydia Schapp, Bügelgeschäft, Altensteig am Markt. — Lieferung innerhalb 8 Tagen.

Edelweiß, die Königin der Alpen!
Edelweiß, das gute Fahrrad

zu niedrigem Preis.

das Sie vollst befähigen wird. Der Lauf ist spielend leicht, die Haltbarkeit jahrelang, das Aussehen v. wunderbarer Schönheit. Wenn Sie dieses hübsche Edelweißrad sehen, werden Sie seinen niedrigen Preis kaum für möglich halten. Katalog, auch über Nähmaschinen und allen Fahrradzubehör senden an jeden gratis und franko. Bisher etwa 1/2 Million Edelweißräder schon geliefert. Das konnten wir wohl nimmermehr, wenn unser Edelweißrad nicht gut und billig wäre.

Edelweiß-Decker, Deutsch-Wartenberg K

Kälber- u. Ferkel-Aufzucht
 nur mit

„LACTINA“ (Mischfutter)

Deutsches Erzeugnis!
 Bester Milchersatz
 Große Ersparnisse

Erhältlich bei:
M. Schnierle
 Futter- und Düngemittel
 Altensteig

Photo-Alben
 in großer Auswahl
Photo-Ecken
 und
Photo-Kleister

empfehl die

Buchhandlung Lauk, Altensteig

Roblepapier
Farbbänder
Schreibmaschinenpapier
Durchschlagpapier

stets billigst zu haben in der

Buchhandlung Lauk
 Altensteig

Ischias-, Glied- und Rheumatisustranten

teile ich gern kostenfrei mit, wie ich vor Jahren von meinem Ischias- und Rheumaleiden in ganz kurzer Zeit befreit wurde.

H. Baßian, Rentier
 Stahnsdorf 75
 Kreis Teltow, Bergstr. 9

